

Gisela Ulmann

Gedanken beim Lesen von Praxisberichten

Menschen in Schubladen sperren zwecks Bearbeitung?

Vorbemerkung:

Innerhalb des Forums Kritische Psychologie knüpfen die nachfolgenden »Gedanken« an die Berichte der Theorie-Praxis-Konferenz an, insbesondere an den Schwierigkeiten des Redens und Schreibens über Praxis (vgl. etwa FKP 16, 1985). Die eigentliche Grundlage dieses Beitrags sind aber Hunderte von »Erfahrungsberichten über praktisch-psychologische Tätigkeit«, die Studierende der Psychologie im Rahmen ihres Studiums gemäß Diplomprüfungsordnung schreiben müssen und die ich im Rahmen meiner Dienstpflichten seit ca. 15 Jahren zwecks »Anerkennung« gelesen habe. Für die Anerkennung der Berichte gibt es keine ausgewiesenen Kriterien — also auch nicht für deren Abfassung. Die Brisanz des Problems, wie man denn über »Erfahrung berichtet«, wurde für die Verfasser dieser »Praktikumsberichte« wie für die Anerkennende jedoch deutlich, als sie es sinnvoll und notwendig fanden, diese »Erfahrungen« in Diplomarbeiten auszuwerten, d.h. zu analysieren. Bei den Diskussionen darüber stellte sich heraus, daß die Berichtenden sich — sicher zutreffend — darauf beriefen, was die »Anleiter ihrer praktisch-psychologischen Tätigkeit« von ihnen erwarteten. Das Unbehagen der »Anerkennenden«, die zugleich die Diplomarbeiten betreuen sollten, brachte die Studierenden unter zwiefältige, sich widersprechende »Nötigungen«, die oft nur kompromißhaft zu bewältigen waren. Schließlich mußten die Studierenden es beiden Seiten recht machen. Ohne (gut benotete) Diplomarbeit kann man sich nicht als Psychologe »verkaufen« — aber wenn die Diplomarbeit inhaltlich den Auffassungen der arbeitgebenden Praktiker nicht entspricht, kann man sich auch nicht verkaufen.

Um diesen unbefriedigenden Zustand wenigstens zu bewegen, wurden die nachfolgenden »Gedanken« niedergeschrieben. Dabei konzentrierte ich mich auf *ein* Problem: das Klassifizieren, und spare andere Probleme bewußt aus.

I. *Praxis ist »stumm«; warum wird sie beredt?*

Was immer man auch unter Praxis verstehen mag, gleichgültig ob man dabei an einen Handwerker, einen Wissenschaftler oder einen Künstler denkt, man kann sich wohl darüber einigen, daß es sich zuvörderst dann um »Praxis« handelt, wenn man dabei etwas tut. Der gute Praktiker kann sogar als einer angesehen werden, der nicht (viel) darüber redet, sondern »das Richtige« tut, »Handlungswissen« hat und anwenden kann. Insofern ist Praxis eigentlich »stumm«, läßt sich eher demonstrieren denn verbalisieren.

Was da per Tun demonstriert, beobachtet, nachgemacht werden kann, wird in der Regel am Resultat bewertet. Solange beim Tun das gewünschte Resultat herauskommt, bräuchte man Praxis nicht aus ihrer Stummheit herauszuholen. Was wahrnehmbar, fühlbar ist, braucht nicht verbalisiert zu werden.

Nun gibt es aber Gründe, doch über Praxis zu reden bzw. zu schreiben. Ein Lehrender wird — wenn seine Demonstration nicht verstanden, nicht richtig

nachgemacht wird — versuchen, das Wesentliche zu verbalisieren. Einem Lernenden werden — zur Prüfung seiner erworbenen Kompetenz — »Erfahrungsberichte« abgefordert. Es werden an Praktiker in verbaler Form Aufträge erteilt — und Praktiker müssen (damit man ihnen ihre geplante Tätigkeit finanziert) »Kostenvoranschläge« bzw. »Bewilligungsanträge« schreiben und begründen, u.U. auch Zwischenberichte und Abschlußberichte.

Dies sind in der Regel Anforderungen »von außen«, die der eignen Praxis äußerlich bleiben könnten.

Denkbar ist aber auch, daß ein Praktiker sich bei Kollegen Rat holen möchte und auch dafür verbalisieren muß, vor welchen Problemen er steht. Ebenso denkbar ist, daß ein Praktiker sich selbst mehr Klarheit über sein Tun zu verschaffen sucht, indem er sie »auf den Begriff zu bringen« versucht. Schließlich ist, wenn man Praxis nicht nur als *Anwendung* von Theorie versteht, sondern auch als Forschung(sbeitrag), es u.U. ebenfalls notwendig, Praxis bzw. die Erfahrungen, Entdeckungen, Erfindungen, die man in der Praxis gemacht hat, zu verbalisieren (z.B. um sie weiterzugeben).

Reden und Schreiben über Praxis ist dann keine »äußere Anforderung« mehr, sondern eine der eigenen Praxis immanente Forderung: Handlungswissen muß im eigenen Interesse des Praktikers verbalisiert werden.

Wenn es also so viele verschiedene Gründe gibt, Praxis zu verbalisieren, so gibt es sicherlich auch verschiedene Möglichkeiten, dies zu tun.

Für einen »Erfahrungsbericht über praktisch-psychologische Tätigkeit«, wie er gemäß der Diplomprüfungen für Psychologen als Voraussetzung für die Anmeldung zur Diplomprüfung verlangt wird, würde es genügen, wenn die Praktikums-*Institution* beschrieben wird und die *Tätigkeiten* aufgelistet werden. Wenn aber nur geschrieben wird »ich habe vorwiegend Tests durchgeführt, im einzelnen ...« oder »ich habe bei den Gruppentherapien protokolliert ...« oder »ich wurde in der Schule zur Betreuung eines Kindes eingesetzt«, so ist zwar zu entnehmen, womit der Berichtende seine Zeit zugebracht hat, in welchen Bereichen er Erfahrungen gemacht haben könnte — nicht aber, worin diese Erfahrungen ggf. bestanden. Um diese Lücke zu füllen, beschreiben Praktikanten deshalb oft auch die Menschen, mit denen sie es zu tun hatten. Die eigene »Erfahrenheit« im Sinne erworbener Fachkompetenz scheint dabei am besten dadurch demonstrierbar, daß man *Aussagen über Menschen* in psychologischem Vokabular macht. Solche Aussagen (mit denen sich Holzkamp insbesondere 1985, 1988 kritisch auseinandergesetzt hat) sollen nun weiter untersucht werden.

II. Aussagen über Menschen

1. Klassifikationen — im Psychoslang

Aussagen über Menschen können in adjektivischer Form gemacht werden und sich — als »Eigenschaftswörter« — darauf beziehen, wie jemand ist. Hierher gehören Aussagen wie: er/sie/es ist (un)begabt, zu (wenig) dominant, verwahrlost, (nicht) handlungsfähig, (un)motiviert, ängstlich, aggressiv, bindings(un)-fähig, (nicht) liebesfähig, (un)selbständig, ich-schwach bzw. ich-stark etc.

Mit solchen Aussagen werden Menschen Eigenschaften zugeschrieben, die ihnen quasi substanzartig in bestimmter (beobachtbarer und meßbarer) Quantität anhaften.

Derartige Adjektive können sich auch auf Prozesse zwischen Menschen beziehen, wobei interpersonale Prozesse zu »Beziehungen« werden und so beschrieben werden können: Die Beziehung zur Bezugsperson ist (nicht) kontinuierlich, die Paarbeziehung ist symbiotisch, die emotionale Beziehung ist (un)zureichend abgesichert, sie haben ein Instrumentalverhältnis, die Beziehung ist überfrachtet etc. So bekommen auch Beziehungen eine Quantität, eine Ausdehnung (mit relativ klaren Grenzen).

Mit Aussagen in *substantivischer* Form werden meist Probleme von Menschen, die sie mit sich oder mit anderen haben, hervorgehoben: er/sie/es hat ein Konzentrationsproblem, einen Minderwertigkeitskomplex, Rollenkonflikte, eine Identitätsdiffusion etc. So bekommen Probleme, mit denen Menschen sich herumschlagen, ebenfalls etwas Substanzartiges. (Kann man nicht das Konzentrationsproblem als Schwirren im Kopf förmlich »sehen«?)

Wenn schließlich das Tun der Menschen hervorgehoben werden soll, wird, wie grammatikalisch zu erwarten, in *Verben* berichtet. Die damit verbundene Dynamik oder Prozeßhaftigkeit wird aber gleich wieder zurückgenommen, wenn die »Tätigkeits-Aussagen« zu Sätzen der folgenden Art erweitert werden: der Mensch, um den es hier geht, identifiziert sich (nicht) mit seinem Beruf, realisiert seine Sozialintentionalität (nicht), akzeptiert seine Gefühle (nicht) bzw. läßt sie (nicht) zu, leistet (keine) Beziehungsarbeit etc. So wird das Tun der Menschen zu ihnen anhaftenden »Verhaltensweisen«, die statisch, quasi im Prozeß erstarrt — oder (grundlos) in unendlicher Wiederholung fortgesetzt — gefaßt werden.

Die so beschriebenen Menschen verhalten sich anscheinend zu nichts und niemandem, sondern *haben* Eigenschaften und Verhaltensweisen und Komplexe in bestimmter Quantität, sie beziehen sich nicht aufeinander, sondern *haben* Beziehungen (in Knäuel- oder Kistenform). Sie haben keine Gründe für das, was sie tun, sondern verhalten sich so, wie sie es tun, weil sie so *sind*. Mit derartigen Beschreibungen (Aussagen *über* Menschen) wird die wissenschaftlich begründete Tatsache, daß sich Menschen prinzipiell zu sich selbst, zueinander und zu ihren Bedingungen bewußt verhalten können, negiert. Insofern sind solche Aussagen unwissenschaftlich.

Dies wird jedoch nicht sogleich offenbar, wenn derartige Klassifikationen aus psychologischen Theorien bzw. Theoriebruchstücken stammen. Dies gibt ihnen einen wissenschaftlichen Anstrich: sie erscheinen wie ein Ergebnis von Reflexionen, basierend auf wissenschaftlichen Theorien. Eben deshalb klingen derartige Urteile über Menschen psychologisch kompetent: zeigen sie nicht, daß der Klassifizierende psychologische Theorien anwenden kann?

Immerhin ist interessant zu untersuchen, woher die »gängige« Begrifflichkeit kommt.

Solange der Auftrag an Psychologen vorwiegend oder ausschließlich darin bestand, Gutachten über Menschen zu erstellen, in denen ihre Brauchbarkeit für bestimmte Zwecke (ihre gesellschaftliche Funktionalität) taxiert und prognostiziert werden sollte, war es zweckmäßig, Eigenschafts- bzw. Fähigkeitsdimensionen zu postulieren (zu definieren), die diesen praktischen Erfordernissen entsprechen, auf denen man außerdem Menschen miteinander vergleichen konnte — und die möglichst konstant, unveränderlich, womöglich angeboren sind. Das klassische Beispiel dafür sind die »Intelligenz« und die »Intelligenzmessung«. Aussagen über die Intelligenz der Menschen sind — so W. Stern (1912) — brauchbar für Schulzuweisungen, für juristische und psychiatrische Urteile, für die Auswahl beim Militär. Sie scheinen auch bei der Berufsberatung und Personalauslese relevant. Bis heute folgt die Konstruktion von »Tests« (als Operationalisierung von »Eigenschaften« bzw. »Fähigkeiten« in Form von beobachtbaren und auszählbaren Verhaltensweisen unter standardisierten Bedingungen) derartigen Anforderungen aus der (nicht psychologischen) Praxis, wobei sich diese Anforderungen historisch ändern.

Mit der Konstruktion von Tests werden Aussagen über Menschen nach dem Modus alltagspraktischer Urteile zu wissenschaftlichen Urteilen hochstilisiert, bekommen alltagspraktische Eignungs- oder Brauchbarkeits- oder Selektionsfragen ein Pendant in substanzartigen Eigenschaften. Spätestens seit Sterns Vortrag über »Intelligenzprüfung« von 1912 bedeutet die Aussage »dies Kind hat einen niedrigen IQ« nicht mehr eine Aussage über einen Entwicklungsstand, sondern soll ausdrücken, daß dies Kind sein Leben lang nur ganz einfache Dinge verstehen wird, da seine Intelligenz eben nur in geringem Maß vorhanden ist. Eine Diagnose ist insofern eine Prognose.

Generationen von Psychologen haben sich bemüht, immer mehr derartiger Eigenschaftsdimensionen zu definieren und immer mehr Instrumente (Tests) zu schaffen, die ermöglichen sollen, Menschen immer differenzierter hübsch ordentlich und ein für allemal sowie situationsunabhängig und unter Absehung von der Tatsache, daß sich Menschen zu ihren Bedingungen verhalten können und Gründe für ihr Verhalten haben, zu klassifizieren.

Der Arbeitsmarkt für praktizierende Psychologen hat sich seit Anfang der 70er Jahre jedoch so verändert, daß die immer *feinere Differenzierung* von Persönlichkeitsdimensionen sowie die Annahme ihrer *Konstanz* unfunktional wurden.

Eine Diagnose, die gleichzeitig eine Prognose ist, zu erstellen, ist zu einer speziellen, nur noch in Ausnahmefällen vergebenen Aufgabe geworden — die meisten Psychologen können ihr täglich Brot nur noch dann verdienen, wenn ihre Diagnose im Kern lautet: dieser Mensch ist so noch nicht brauchbar, könnte aber per psychologischer Intervention brauchbar gemacht werden.

Während früher Menschen, die sich bei der Lösung ihrer psychischen Probleme von Psychoanalytikern helfen lassen wollten, dafür selbst finanziell aufkommen mußten (und auch »bluten« sollten), wurde Mitte der 60er Jahre die gesetzliche Grundlage für eine Änderung geschaffen und, Anfang der 70er Jahre, von den Psychologen erkannt: im Bundessozialhilfegesetz (BSHG) wurde gesetzlich verankert, daß es auch »seelische und geistige *Behinderungen*« gibt, und daß davon Betroffene Anspruch auf staatlich finanzierte Hilfe haben — falls eine Verhütung, Beseitigung oder Milderung gewährleistet werden kann. Auch einige Krankenkassen begannen, den Krankheitsbegriff auf »Seelisches« zu erweitern. Nicht mehr nur Psychoanalytiker, sondern auch Diplompsychologen wurden als fähig, Menschen psychisch zu verändern, betrachtet. Gutachten wurden nun nicht mehr erstellt, um selbige zu verkaufen — sie dienten nur noch zur Begründung von »Bewilligungsanträgen« für psychologische »Behandlung« bzw. »Intervention« (genannt Hilfe, Betreuung, Beratung oder Therapie), wurden also zu »Kostenvoranschlägen«.

»Der Gesetzgeber« verfolgte vermutlich auch eine humane Absicht mit der Ausdehnung des Behindertenbegriffs von körperlichen auf seelische und geistige Behinderungen — und entsprach damit auch dem Interesse psychisch leidender Menschen. Aber »der Gesetzgeber« ist kein Psychologe, wußte vermutlich auch nichts oder zu wenig vom Bemühen der Testkonstrukteure um die Definition von immer differenzierteren Eigenschafts- und Fähigkeitsdimensionen. Er definierte psychisches Leiden als »Neurose oder Persönlichkeitsstörung« — und überließ die Beurteilung, ob diese vorliegen, »Ärzten, Pädagogen, Psychologen oder sonstigen sachverständigen Personen«.

Im gleichen Zeitraum, also in den letzten 2 Jahrzehnten, begannen mehr Psychologen, Tests wissenschaftsimmanent zu kritisieren, ohne eigentlich den Anspruch, Menschen nach Eigenschaften zu klassifizieren, aufzugeben. Für »Ärzte, Pädagogen oder sonstige sachverständige Personen« kam dabei im wesentlichen heraus, daß man Testergebnisse »nicht so ernst« nehmen sollte, daß sie aber »objektiver« seien als der bloße »subjektive Blick«. Für Psychologen, die begründen wollen, warum die von ihnen geplante Behandlung eines Menschen vom Staat oder einer Krankenkasse finanziert werden muß, ist es zwar zweckmäßig, auf »entsprechende Testergebnisse« zu verweisen — aber in Termini, die psychologischen Laien verständlich sind.

Als Resultat dieser eigentümlichen Vermischung von differentieller Psychologie und ihrer Anwendung, der Testdiagnostik (samt deren Kritik) und laienhaftem Denken über Psychologie kommt etwas heraus, was ich *Vulgär-*

psychologie nennen möchte: an die Stelle von unmenschlichen (weil die menschliche Spezifik negierenden) *Eigenschaftsvermessungen* durch Psychologen treten (nicht etwa menschlichere) *Einigungen* zwischen Psychologen und »sonstigen sachverständigen Personen« über »störendes Verhalten«, über defizitäre Eigenschaften von Menschen, ihre anomalen Beziehungen, ihre seelischen Probleme.

Das Vokabular der Psychodiagnostik (bzw. die in Tests verwendete Begrifflichkeit) ist bezüglich der ungeheuer globalen Definition »Neurose oder Persönlichkeitsstörung« einerseits zu eng, denn nicht für alles, was »stört« und gleichzeitig nach »Geist und Seele« klingt, gibt es Tests; andererseits sind die per Test diagnostizierten Eigenschafts- bzw. Problemausmaße zu differenziert. Wozu soll man Eigenschaftsquantitäten auf einen hundertstel Grad genau ermitteln, wenn die Frage nur ist: Finanzierung einer psychologischen Behandlung — ja oder nein? Es empfiehlt sich also, »frei« mit der Begrifflichkeit umzugehen, aber doch so, daß es »wissenschaftlich« klingt (denn der Psychologe hat schließlich drauf studiert). So kann man sich zwar nicht auf »Störungen« einigen, wie »dumm, faul, heimtückisch«, wohl aber auf »lerngestört, unmotiviert, aggressiv« — oder auf »moderne« Begriffe, wie »nicht frustrationstolerant, symbiotisch, nicht prosozial, identitäts-diffus, handlungsunfähig« etc. So entsteht ein Vokabular, das man am treffendsten als *Psychoslang* bezeichnen kann.

Da — gemäß dem Gesetzgeber — psychologische Intervention nur dann finanziert wird, wenn Möglichkeiten der »Verhütung, Beseitigung, Milderung« der »Persönlichkeitsstörung« zwecks »Eingliederung in die Gesellschaft« bestehen, sind am brauchbarsten Termini, die ein *Ziel der Intervention* enthalten (aus Unselbständigkeit soll Selbständigkeit werden) und eine *Verfahrensweise* implizieren, die garantiert oder doch ermöglichen sollte, dieses Ziel auch zu erreichen. So kam der Begriff »intelligent« etwas aus der Mode, da ein »Intelligenzquotient« gemäß der Intelligenztests immanenten Logik übers Lebens konstant ist, es also nicht möglich ist, »Intelligenz« per Intervention zu verändern — einen »geistig behinderten« Menschen kann man jedoch wenigstens bezüglich »lebenspraktischer Belange« fördern. Beliebter sind Begriffe wie »Konzentrationsstörung«, denn diese muß doch mit einem Konzentrationstraining milderbar sein, oder »Unselbständigkeit«: angesagt ist die Erziehung zur Selbständigkeit!

2. Zur Funktionalität des Klassifizierens für Psychologen

Möglich wäre, daß Psychologen Menschen nur deshalb klassifizieren, weil sie, um ihr täglich Brot zu finanzieren, »Kostenvoranschläge« schreiben müssen. Meistens verbleiben derartige Klassifikationen ja in den Berichten für den Auftraggeber (also in Bewilligungsanträgen, Erfahrungsberichten etc.) und kommen so nicht zu den Klassifizierten. Es ist jedoch anzunehmen, daß Klassifizieren für Psychologen auch anderweitig funktional ist.

Zumeist bietet sich dem Psychologen, wenn er beauftragt wird, intervenierend tätig zu werden, ja eine sehr komplexe Situation. Menschen haben sich schon über längere Zeit bemüht, ihre Probleme selbst zu lösen, andere Menschen haben sich auch schon daran versucht, die Menschen fühlen sich sehr diffus unwohl bzw. schlecht. Der Psychologe versucht sich also »ein Bild« von der problematischen Situation und auch von den Menschen, die daran beteiligt sind, zu machen — wie jedermann im Alltag versucht, Komplexität zu reduzieren.

Im Alltag versucht man *dann*, sich ein Bild von einem Menschen zu machen, *wenn* man eine Orientierung für den Umgang mit ihm braucht. So möchte ich meinen Wohnungsschlüssel bei einem Nachbarn abgeben — wer ist »zuverlässig«? Ich brauche jemanden, der mir bei einer Arbeit hilft — wer ist »kooperativ« und wer eher »kritikasterhaft«? Warum macht mein Schüler seine Hausaufgaben nicht — ist er »faul« oder »dumm« oder »nicht ehrgeizig«? Zu diesen Klassifikationen als *bewältigungsbezogenen* gedanklichen Vereindeutigungen kommt man, indem man häufig beobachtetes Verhalten zusammenfaßt und dabei von anderen, auch beobachtbaren Verhaltensweisen absieht, weil sie in dem Zusammenhang, in dem man eine Orientierungshilfe braucht, irrelevant sind oder (fast) nie auftauchen. Auch wenn ich weiß, daß dieser Schüler seiner Mutter fleißig zur Hand geht, ist er bezüglich der Hausaufgaben »faul«, da er sie eben nie anfertigt. Derartige Klassifikationen sind nicht als den Menschen gänzlich charakterisierend gemeint, was paradoxerweise in Zusätzen zum Ausdruck kommt, die die Klassifikationen eigentlich bekräftigen, jedoch relativierende Bedeutung haben: er ist *immer* so faul, er ist *wirklich* fleißig, er ist *sicher* unsicher. »Immer so« heißt »meistens — aber eben nicht immer«, »sicher« heißt »sehr wahrscheinlich«, »wirklich« heißt in diesem Zusammenhang »im Vergleich zu anderen«. Daß derartige Klassifikationen sich in der Regel auch gedanklich nicht auf konstante Substanzen im Klassifizierten beziehen, ergibt sich daraus, daß man, wenn sich der so Klassifizierte anders als erwartet verhält, nach *Gründen* oder *veränderten Bedingungen* sucht: Dieser Schüler ist zwar faul, hier hat er aber gelernt, vermutlich hat ihn das interessiert — oder er wollte eine gute Zensur bekommen.

Nun haben Psychologen ja nicht ihren Alltag mit den Menschen, denen sie helfen wollen oder sollen, zu bewältigen, dafür brauchen sie keine Orientierungshilfe. Dennoch müssen sie während ihrer Interventionsveranstaltungen irgendwie mit ihnen »umgehen«, könnten also dafür eine Orientierungshilfe suchen. Wenn Schülerin K. psychologisch behandelt werden soll, weil sie Schwierigkeiten mit ihren Mitschülern hat, so ist ja nützlich zu wissen, ob K. dauernd auf ihre Mitschüler einprügelt, oder ob K. meist weinend in einer Ecke sitzt und von den anderen gehänselt wird. Es ist für den Psychologen funktional, die Komplexität »Schwierigkeiten mit Mitschülern« auch sprachlich zu reduzieren.

Wenn diese Komplexitätsreduktion nun in Klassifikationen gefaßt wird wie »K. ist zu aggressiv« oder »K. ist zu wenig durchsetzungsfähig«, so erscheint die

Problematik zwar präzisiert, eindeutiger, fügt jedoch der *Beschreibung* (prügelt Mitschüler bzw. sitzt weinend in der Ecke und wird gehänselt) nichts hinzu, erübrigt oder versperrt im Gegenteil die Frage nach den Gründen von K. oder nach den Bedingungen, unter denen bzw. zu denen sich K. so verhält, denn diese sind in der Klassifikation schon »gefunden«: da K. aggressiv ist, prügelt sie. Oder noch allgemeiner ausgedrückt: weil K. ist, wie sie ist, ist sie so. Da es sich bei dieser Feststellung um einen gedanklichen Zirkel und eine sprachliche Tautologie handelt, erklärt sie nichts.

Dennoch erscheint dieses Klassifizieren u.U. als außerordentlich brauchbar, da es den problematischen Sachverhalt scheinbar vereindeutigt. Man weiß jetzt, was »Sache ist«, und andere (z.B. Kollegen, die man mit dieser Arbeit beauftragen will) verstehen einen. Eine Intervention, eine »Maßnahme«, eine Therapie, setzt — wie auch jeder Reparaturprozeß — eine Diagnose voraus.

Sicher erwartet man von einem Monteur, daß er, bevor er tätig wird, zuerst einmal feststellt, was z.B. an einer Waschmaschine defekt ist, damit er nicht den Motor auswechselt, wenn der Programmschalter nicht funktioniert. Man erwartet auch vom Arzt, daß er, bevor er mit der Heilung beginnt, zuerst einmal feststellt, ob die roten Flecken auf der Haut des Patienten Ausdruck von Masern oder Scharlach oder Röteln oder eine Allergie (auf Pollen oder auf Sonne) sind. Derartige Diagnosen machen einen Sinn, da die Ursache für die roten Flecken damit bekannt sind (z.B. Scharlachviren), und — in diesem Fall — auch ein Medikament gegen den Krankheitserreger existiert, also gezielt geholfen werden kann. Mit der Diagnose »Scharlach« wird das Virus klassifiziert, mit der Diagnose »Sonnenallergie« wird die Ursache diagnostiziert, nicht aber der Patient!

Anders, wenn auch m.W. unbemerkt, wird der Sachverhalt im Bereich der Psychiatrie und erst recht der Psychologie: So »anerkannte« Diagnosen wie »Schizophrenie« oder »Jammerdepression« beziehen sich nicht mehr auf Krankheitsverursacher, sondern auf das »So-Sein« von Menschen, ebenso wie die Klassifikationen »aggressiv« oder »zu wenig durchsetzungsfähig« etc. Auch wenn etwa Psychiater nun Medikamente kennen und einsetzen, die »schizophrene Schübe« zum Abklingen bringen, so benennen sie damit doch keine Ursache, sondern nur ein beobachtbares Verhaltenssyndrom, und setzen einen *unaufgeklärten* Wirkungszusammenhang in Gang (daß dieser hilfreich sein kann, ändert daran nichts).

Diese eben nicht in allen praktischen Bereichen stimmende Denkfigur »Diagnose bedeutet *immer* Wissen um Ursache und Gegenmittel« ist es vermutlich, die dem Psychologen so funktional für seine Arbeit erscheint. Bezüglich der »Gegenmittel« wurde innerhalb der Psychologie zwar ein beträchtliches Repertoire entwickelt, ihre Wirksamkeit ist jedoch ebenso umstritten wie die Brauchbarkeit von Tests zur Diagnose (worauf aber in diesem Zusammenhang nicht weiter eingegangen werden kann).

Wie steht es um die Ursachen? Im Zusammenhang der Veränderung der Haupttätigkeit der Psychologend Profession vom Diagnostizieren zum Intervenieren ist das in den Ansätzen der differentiellen Psychologie und deren Anwendung, der Psychodiagnostik, völlig ausgeklammert. Wissen, daß Menschen durch ihre Lebensbedingungen auch beeinflusst werden können, lern- und entwicklungsfähig sind, wieder entdeckt worden. »Soziale Bedingungen«, die Menschen zu dem werden lassen, was sie dann sind, wurden in die Theoriebildung wieder einbezogen. Eine psychologische Diagnose wird deshalb in der Regel erweitert: K. ist, wie sie ist, weil sie ist, wie sie ist — *und* weil sie unter dies »So-Sein« verursachenden Bedingungen lebt (oder gelebt hat).

Psychologische Forschungen wurden nun darauf konzentriert, diese Bedingungen als *Variablen* zu isolieren (und zu benennen) und in Zusammenhang zu Eigenschaften zu bringen, um so etwas zu erklären.

Wer aber jemals verschiedene derartige Theorien (Ätiologie) miteinander verglichen hat oder sich gar Hilfe im konkret vorliegenden Fall von ihnen versprochen hat, wird bemerkt haben, daß sie ganz unspezifisch, irgendwie »alle gleich« sind und außerdem mit ihnen nie etwas darüber ausgesagt wird, wann diese Bedingungen nicht wirken. So wird z.B. »Legasthenie« auf Überforderung *und* auf Unterforderung, auf double-bind-Beziehungen, auf analphabetische Eltern, auf Armut etc. zurückgeführt — dieselben Bedingungen (oder einige von ihnen) bewirken aber angeblich auch übermäßige Aggression, Daumenlutschen, Schizophrenie oder gar terroristische Neigung. In jedem Fall werden Menschen als *Objekte ihrer Bedingungen* angesehen, an denen eine (Umwelt-) Variable etwas bewirkt. Unklärbar bleibt, unter welchen Umständen welche Variable nun was bewirkt — *und* warum *nicht alle* Menschen unter diesen bestimmten Bedingungen immer bestimmte Störungen entwickeln. Dies wird mit dem Begriff »Risikopersonlichkeit« verdeckt: irgendeine Katastrophe droht, ist aber gerade hier noch nicht eingetreten. Welche Katastrophe nun mit welcher Bedingung zusammenhängt, kann — wenn man die Subjektivität ausklammert — nur in Form von empirisch ermittelten Häufigkeiten und daraus abgeleiteter (statistischer) Wahrscheinlichkeit ausgesagt werden, die diesen bestimmten Menschen eben nicht zu betreffen braucht. Gerade deshalb aber sind diese Theorien zwar für Voraussagen unbrauchbar — scheinen jedoch »im nachhinein« brauchbar zu sein, denn wo eine psychische Störung klassifiziert werden kann, kann man mit Sicherheit auch irgendeine »schlechte Bedingung« finden. Dies liegt zum einen an der Universalität der Begrifflichkeit, mit der die Bedingungen als Variablen klassifiziert werden (welche Eltern fordern ihr Kind denn genau richtig, weder »über«, noch »unter«?), zum anderen daran, daß kein Mensch nur unter »guten« Bedingungen lebt. Diese Theorien *erklären* also bezüglich der Ursachen *nichts*.

Wenn nun eine Diagnose »K. versagt in der Schule, weil sie unmotiviert ist, weil sie unter nicht-motivierenden familiären Bedingungen lebt« auch nichts

erklärt, so muß sie doch nicht so unfunktional sein, wie ein Wetterrückblick (der immer stimmt, aber nicht mehr gebraucht wird), im Gegenteil. Der Psychologe hat zum einen eindeutig klargelegt, daß es sich hier um ein Problem für einen Psychologen handelt (für »Unmotiviertheit« sind andere Fachleute, die es in ihrer Arbeit auch mit Menschen zu tun haben, wie Lehrer, Ärzte, Juristen nicht so zuständig wie er) — zum anderen kann er versprechen, diese »Unmotiviertheit« per psychologischer Intervention zu beheben, indem er K. »Möglichkeiten zur Entwicklung von Motivation gibt«. Beides kann für den Psychologen schon deshalb funktional sein, weil er dann mit dieser Aufgabe betraut wird. Darüber hinaus ist in der Konzeption »Möglichkeiten geben zur Entwicklung von Motivation« angelegt, daß man »ganz andere Bedingungen« als die familiären und schulischen *zusätzlich* »gibt«, was wiederum funktional ist: als Psychologe braucht man sich dann um eine Veränderung der sonstigen »Bedingungen« nicht zu kümmern, man muß sich nicht einmal mit Personen, die u.U. diese »Bedingungen« verkörpern, auseinandersetzen, muß nicht in Konkurrenz zu ihnen treten oder sich gar erniedrigen (indem man sich als Zuarbeiter, z.B. als Nachhilfelehrer, gebärden würde).

Die Funktionalität des Klassifizierens in psychologischen Termini liegt also letztlich darin, daß der Psychologe so seine *Zuständigkeit* für die Arbeit, die er machen will bzw. soll, eindeutig klarstellt. Wenn die Schwierigkeiten von K. daran liegen, daß K. unmotiviert oder aggressiv oder unselbständig oder nicht selbstsicher genug ist etc., dann ist das (oder K.?) ein »Fall« für einen Psychologen und niemanden sonst. Wenn nur Psychologen für diesen »Fall« zuständig sind, haben »sonstige« Personen ihnen in die Arbeit auch nicht reinzureden, kritisieren können sie allenfalls das »Resultat«.

3. *Erlebbare Dysfunktionalität des Klassifizierens*

Zwar möchte kein Mensch gern »in Schubladen gesteckt« werden, aber es kommt schon vor, daß Menschen, die sich mit ihren Problemen an Psychologen wenden, gern wissen wollen, »wie sie sind«, »was mit ihnen los ist«, also eigentlich nach einer Klassifikation ihrer Eigenschaften, Verhaltensweisen, Probleme etc. fragen und so die Komplexitätsreduktion auf sich selber anwenden. Dabei erfolgt dies oft gemäß dem Bilde, das sie sich selbst von sich und ihrer »Problematik« gemacht haben — und dem, wie sie gern sein und wie sie es gern haben würden. Da der Psychoslang längst wieder in den Alltag zurückgesickert ist, fragen sie nicht mehr so simpel wie die Königin im Märchen vom Schneewittchen, ob sie die Schönste im ganzen Land sind: wer sich an einen Psychologen, einen »Seelenarzt«, wendet, möchte u.U. gern mit einer fertigen Selbst-Diagnose aufwarten. Was soll man viel Zeit mit der Darstellung seiner Ehestreitigkeiten verplempern, wenn man doch mit einem Satz mitteilen kann: Ich glaube, ich bin beziehungsunfähig (oder: zu unselbständig) — was meinen Sie?

Die eigentümliche Funktion von Klassifikationen, eben *kein* Anlaß für eine Problemerkklärung zu sein, wird deutlich, wenn der Psychologe eine derartige Selbstdiagnose bestätigt: weil man sich darüber geeinigt hat, daß der Ratsuchende beziehungsunfähig (oder zu unselbständig) ist, braucht man sich über die *Probleme* des Ratsuchenden nicht mehr zu verständigen, alles weitere Argumentieren oder Verhandeln ist unnötig. Dies ändert sich auch grundsätzlich nicht, wenn Selbst-Diagnose und Psychologen-Klassifikation nicht übereinstimmen. Man kann sich dann zwar darüber streiten, wer recht hat, einen Indizienprozeß beginnen — aber der Entscheidung fehlt die Grundlage, und der Streit trägt zur Klärung der Problematik des Ratsuchenden nichts bei. — Eine auf Klassifikationen gestützte psychologische Intervention kann deshalb nicht auf »Verständigung« im Sinne einer Problemerkklärung gerichtet sein, sondern sie kann nur — ohne diese Vermittlung — auf Veränderung von Menschen gerichtet sein.

Damit es zur Interventionsveranstaltung überhaupt kommt, müssen die Klassifikationen — ob sie nun vom Ratsuchenden oder vom Psychologen stammen — eine besondere *Form* haben: die Urteile müssen zwar irgendwie negativ sein, dürfen den Klassifizierten aber nicht entmutigen, müssen ihm sogar suggerieren, daß er das Urteil ändern könne, indem er sich selbst (zum positiven) verändert — und daß dies vorzüglich durch die Unterstützung des Psychologen möglich ist. Die angepeilte Veränderung ist oft die einfache sprachliche Alternative zur vorliegenden Klassifikation (wer bindungsunfähig ist, möchte oder soll bindungsfähig werden) oder »das gleiche« in anderer Quantität (wer zu dominant ist, möchte oder soll weniger dominant werden). *Inhaltlich* müssen die Klassifikationen sich auf etwas beziehen, was zumindest ungefähr auf den Ratsuchenden zutrifft oder grundsätzlich unwiderlegbar ist — oder »worauf man gar nicht so gekommen wäre«.

Diese Eigenarten machen genau die Kunst aus, Horoskope zu erstellen — und die Faszination, mit der Horoskope gelesen werden. Als Beispiel ein Horoskop aus *Stern*, Heft 44, 1987: »Ihre Leistungen lassen nichts mehr zu wünschen übrig. Dafür ist Ihre Beständigkeit geringer geworden.« Diese Aussage ist unwiderlegbar, da jeder Mensch irgendwelche Leistungen zu vollbringen hat und da nicht ausgesagt wird, wer damit nun wunschlos ist. Weiterhin wird suggeriert, es gäbe etwas, das »Beständigkeit« heißt und quantifizierbar ist — und in ungenügender Quantität vorliegt, aber vergrößert werden kann, wobei unklar bleibt, wie »groß« eine Beständigkeit sein muß. Selbst wenn man vor dem Lesen dieses Horoskops mit seiner Beständigkeit gar kein Problem hatte, fängt man u.U. danach an zu grübeln, ob da nicht doch »was Wahres dran ist«.

Zum Vergleich ein Beispiel aus einer Falldarstellung, das ich mir »ausgedacht«, aber beileibe nicht frei erfunden habe:

»Die Mutter ist sehr dominant und aggressiv. Sie befriedigt die emotionalen Bedürfnisse ihres Kindes ungenügend. Die Beziehung der Mutter zum Kind ist

ambivalent. Da die emotionalen Bedürfnisse des Kindes unzureichend befriedigt werden, und es keine stabile Beziehung zur primären Bezugsperson aufbauen konnte, ist seine Motivation zu schulischen Leistungen ungenügend entwickelt.«

Auch hier sind die meisten »Qualitäten« quantifiziert und alle haben eine (quantitative) Alternative: die Mutter sollte wohl weniger dominant und weniger aggressiv sein, sie soll die emotionalen Bedürfnisse des Kindes zureichend befriedigen, die Beziehung soll eindeutig werden, das Kind soll eine stabile Beziehung entwickeln und dann genügend Motivation für schulische Leistungen erbringen.

Nun können sich die so Klassifizierten sicher zu diesen Klassifikationen — falls sie ihnen mitgeteilt werden — verhalten. Sie können sie ablehnen und sich verabschieden. In diesem Fall bliebe dem Psychologen immer noch die Möglichkeit, ohne Einbuße an Kompetenz die ihn Verlassenden (oder »nicht Wiederkommenden«) als »uneinsichtig« oder (klangvoller) »therapieresistent« zu bezeichnen. Sicher sind die konkreten Verhältnisse meist nicht so einfach: der Psychologe braucht sozusagen »jeden Fall«, um sein täglich Brot zu verdienen — und die Ratsuchenden sehen oft keine Alternative zur psychologischen Behandlung mehr bzw. werden vor noch schlimmere Alternativen (Heim, Gefängnis etc.) gestellt.

Aber auch wenn dies nicht so ist, kann die horoskopartige Klassifikation eben das bewirken, was Horoskope am Leben hält: die Ratsuchenden beginnen, sich mit auf sie gemünzten Klassifikationen zu beschäftigen. Wer kann denn wie beweisen, daß er nicht dominant ist? Welche Mutter kann denn wie beweisen, daß ihr Verhältnis zu ihrem Kind nicht »ambivalent« ist? Wie groß sind denn emotionale Bedürfnisse und wieviel Befriedigung muß man diesen Bedürfnissen geben, damit sie »zureichend befriedigt« sind? Selbst wenn jemand versuchte, in Worten oder Taten das Gegenteil zu demonstrieren, sagt dazu ein Horoskop aus der o.g. Ausgabe des *Stern*: »Sie können sich gar nicht so geschickt tarnen, als daß man nicht doch herausfände, wer Sie in Wahrheit sind.« — Und falls diese diagnostizierten/klassifizierten Eigenschaften (von Personen oder Beziehungen etc.) nun doch zutreffen und sogar sehr bedeutsam sind, gar eine »seelische Behinderung« oder »Persönlichkeitsstörung« sind, so muß das wohl geändert werden — und dazu braucht man offensichtlich fachliche Hilfe.

So können Klassifikationen zu einer »Falle« für den Ratsuchenden werden. Eben weil sie unwiderlegbar sind, kann auch keiner belegen/beweisen, ob sie je zutreffend waren oder wann sie wirklich nicht mehr zutreffend sind. Im Psychoslang hat zwar jede defizitäre Eigenschaft eine ziemlich eindeutige Alternative, die — je nach Norm — in ihrer Mäßigung oder in ihrem Gegenteil besteht (der dominante Mensch soll weniger dominant werden, der unselbständige Mensch selbständig) — aber es gibt in der Realität schlicht keinen Maßstab, mit dem diese behaupteten Quantitäten meßbar sind. Was muß denn ein Mensch

alles selbst tun, damit er selbständig ist? Muß er sich selbst die Haare schneiden — oder selbst wissen, wann er zum Friseur gehen »muß«? Mit diesen Klassifikationen werden *Ansprüche* in Form eines Ideal-Bildes als Forderungen an den Ratsuchenden errichtet — und mit dem Versprechen verbunden, daß sie einlösbar sind. Übernimmt der Ratsuchende den Anspruch und glaubt er dem Psychologen, so wird er damit zwangsläufig von ihm abhängig.

Beim Ratsuchenden entsteht so ein Bedarf nach Betreuung, und deshalb wird die psychologische Veranstaltung fortgesetzt — und dies oft noch aus einem weiteren, mit diesen Klassifikationen zusammenhängenden Grund: Übernimmt der Ratsuchende diese Sprechweise im Psychoslang für sich und benutzt er sie auch im Alltag, isoliert er sich gerade damit von seinen Bekannten, Freunden, Verwandten — sie »verstehen« ihn nicht mehr und können nicht mehr mit ihm reden. Früher hat diese Mutter ihr Kind mal angebrüllt, hat auch mal gesagt, sie mag es nicht und hat es dann wieder liebevoll umsorgt — jetzt redet sie von »ambivalenten Beziehungen«, von »emotionaler Absicherung« — was soll man dazu sagen? Sie ist komisch geworden. Wenn der Ratsuchende nicht eine Gruppe findet, die sozusagen auch im »Psychoslang angelernt« ist, wird der Psychologe zum einzigen Ansprechpartner. Nur er beschäftigt sich in diesem Sinne mit dem Ratsuchenden — und nur er kann ihm sagen, wann er sich »richtig verändert« hat und nun z.B. die »emotionalen Bedürfnisse genügend befriedigt« — oder zumindest auf dem richtigen Weg ist.

Von sich selbst überzeugten Psychologen könnte das recht sein. Er hat den Ratsuchenden in der Falle und ist immun gegen eventuelle Kritik. Er kann nach dem Motto »es ist schon viel erreicht, aber noch nicht genug« sagen oder in einen »Zwischenbericht« schreiben: »Die Motivation für schulische Leistungen ist nach 6 Monaten psychologischer Betreuung noch immer sehr gering, aber K. liebt jetzt ihre Therapiestunden, in denen ihre emotionalen Bedürfnisse befriedigt werden.«

Dennoch kann man bei weniger dickfelligen Psychologen (die es gern allen recht machen wollen) auch lesen, daß sie sich zusammen mit dem Ratsuchenden in der von ihnen selbst gegrabenen Grube wiederfanden. So kann es sein, daß der Ratsuchende selbst mit dem »Zwischenergebnis« unzufrieden ist (wenn der Psychologe ihm z.B. versichert, er sei schon viel »beziehungsfähiger«, seine Ehestreitigkeiten aber unvermindert andauern). Häufiger ist jedoch die Situation so, daß »sonstige Personen« sich zwar mit Psychologen über die »Art der Störung« einigen konnten, nicht aber bezüglich der »Entstörung« einigen können. Dies wird besonders augenfällig bei der psychologischen Betreuung von Kindern. Der Psychologe mag beteuern, daß K. jetzt »motivierter zu schulischen Leistungen ist« oder auf dem rechten Weg dahin — aber Lehrer und Eltern protestieren: »Hörnse uns jetzt auf mit Motivierung, wir wollen nun endlich bessere Schulzensuren sehen.« Oder: Was nützt die Erziehung zur Selbständigkeit, wenn K. (»selbständig«?) beschließt, ihre Schularbeiten *nicht* zu machen?

Ebenso wenig, wie es K. nützt, wenn sich seine Mutter nun »mehr um es kümmert« (um K.s emotionale Bedürfnisse zureichend zu befriedigen) und K. nun bei den Schularbeiten stört. Diese Beispiele machen deutlich, daß die Klassifikationen zwar eine ziemlich eindeutige *verbale* Alternative haben — daß aber keiner »Störung« eine eindeutige, reale »Nicht-Störung« entspricht. Wie es bei einer konstatierten »Störung« ja eigentlich darauf ankäme herauszufinden, wer bzw. was warum wen »stört«, hängt die »Entstörung« ebenfalls davon ab, wer sich durch was nicht mehr gestört fühlt.

Da die »genau richtige Menge« an Eigenschaftsquantitäten eine gedankliche Fiktion ist, die durchs Klassifizieren quasi verfestigt und wissenschaftlich hochstilisiert wird, ist »optimale Eigenschaftsquantitäten« bei anderen herstellen zu wollen, ein uneinlösbarer Anspruch.

4. *Klassifikationen führen zur Arbeit »am« Menschen*

Klassifikationen von Menschen (bzw. ihren Eigenschaften, Problemen etc.) wurden als Teil eines Erfahrungsberichts herausgegriffen; es wurde bislang herausgearbeitet, daß sie erfahren klingen, funktional erscheinen, da sie die erlebte Komplexität reduzieren — und die Zuständigkeit des Psychologen für diesen »Fall« eindeutig machen, daß sie aber auch als dysfunktional erlebt werden (können).

Ein letzter Grund, warum in Erfahrungsberichten immer wieder Klassifikationen auftauchen, ist sicher darin zu sehen, daß man einen Erfahrungsbericht auch als »Arbeitsbericht« auffassen kann. Unter einem Arbeitsbericht stellt man sich ganz allgemein vor, daß angegeben wird, welcher Arbeitsgegenstand in welcher Ausgangslage mit welchem Arbeitsmittel, welchem Wissen und welcher Methode in welchen veränderten Endzustand gebracht werden soll bzw. gebracht wurde. Sicher kann man auch praktisch-psychologische Tätigkeit als »Arbeit« auffassen — zu klären wäre jedoch, *wie* — und was dann daraus folgt.

In der praktisch-psychologischen Tätigkeit geht es bekanntlich nicht um Rohstoffe oder zu reparierende Produkte menschlicher Arbeit, sondern um Menschen. Wenn man sie klassifiziert, begreift man »die Individuen nicht als Ursprungsort subjekthaft-aktiver Beiträge zur Bestimmung ihrer eigenen Lebensbedingungen, sondern nur als Träger von invarianten personalen 'Seinsbestimmungen', die die 'Vorhersage' ihres Verhaltens von einem externen Kontrollstandpunkt aus ermöglichen« soll (Holzkamp 1985, 99).

Wenn man Menschen als »defizitär und zu verbessern« klassifiziert, so sieht man davon ab, daß *sie* sich mit etwas Problematischem herumschlagen, sondern beschreibt sie wie (defizitäre, so nicht brauchbare) *Objekte*, die von einem »Macher«, einem Kontrolleur, in einen anderen (weniger defizitären) Zustand zu überführen sind. *Der »Gegenstand« dieser Arbeit ist der Mensch, nicht sein Problem.*

Sagt man z.B. im Alltag über ein Kind: »es könnte, wenn es wollte«, so ist immer auch mitgemeint, daß es dieses Kind ist, das nicht will, daß es also Ursprung, Subjekt seiner Verweigerung ist. Übersetzt in den Psychoslang lautet diese Aussage: »K. ist intelligent, aber unmotiviert«; für eine psychologische Intervention kann nur folgen, daß man dieses Kind (wie ein Objekt) »motivieren« muß.

Betrachtet man Menschen als Objekte, kann man bestenfalls versuchen, die Arbeit *an* ihnen aufzunehmen, sie zu *bearbeiten* — niemals aber *mit* ihnen nach Lösungsmöglichkeiten für ihre Probleme zu suchen.

Daß Psychologen zumindest implizit ihre Arbeit als »Arbeit *am* Menschen« auffassen, zeigt sich, wenn sie auch ihre Tätigkeit so klassifizieren: sie »geben« *dem* Klienten Lernmöglichkeiten, »bieten« *ihm* Sicherheit und Kontinuität, »setzen« *ihm* Grenzen, »stellen« eine Vertrauensbasis »her«, fordern ihn dazu auf, »an sich« zu arbeiten etc. Selbst wenn Psychologen behaupten, sie »respektieren ihren Klienten so wie er *ist*«, sie »verstehen ihn ja«, so heißt das nicht, daß sie sich mit ihm über seine Problemlösungsversuche verständigen. Vielmehr wird das obsolet, da Psychologen ja »wissen«, *wie* der Klient »ist«. Was kann der Klient dazu noch sagen? Auch wenn man jetzt einwenden mag, daß ja oft auch der Ratsuchende selbst »anders sein« möchte, ändert dies im Prinzip nichts: der Ratsuchende setzt dann den Psychologen gewissermaßen als Kontrolleur *über sich* ein, weil er allein nicht »schafft«, was (im Interesse anderer) »sein muß«.

Welche Funktion hat diese (Veränderungs-)Arbeit *am* Menschen für die Psychologen, die doch außerhalb dieser »Arbeit« nichts mit ihnen zu tun haben? Psychologen geben im allgemeinen drei Gründe an: es mache ihnen Freude, anderen Menschen zu helfen, sie würden lieber mit dieser Arbeit als einer anderen ihr Geld verdienen und/oder sie wollten berufliche Erfahrungen sammeln. Da aber eine Arbeit, bei der man Menschen wie Objekte als Träger von (problematischen) Seinswerten klassifiziert und sich zum Kontrolleur über deren Veränderung erhebt, also versucht, sie zu manipulieren, keine »Hilfe« im Interesse der Ratsuchenden sein kann, scheinen sich hier Interessen der Ratsuchenden und der Psychologen grundsätzlich zu widersprechen.

Es ist hier nicht der Ort, darauf einzugehen, ob eine Manipulation gelingt und sich ggf. moralisch zu entrüsten. Wichtiger ist, die Frage zu klären: Kann psychologische Praxis nicht im Interesse der Ratsuchenden sein — *und* wissenschaftliche, berufliche Erfahrung vermitteln?

III. Handlungsmöglichkeiten: Kategorien für Menschen

Wenn man nicht davon ausgeht, daß Menschen problematisch *sind*, sondern davon, daß Menschen Probleme *haben* und versuchen, diese zu lösen, dabei aber scheitern, so wäre »human«, ihnen bei der Problemlösung zu helfen. Gegenstand der »Arbeit« des Psychologen wäre dann nicht der Mensch, sondern

dessen *Problem*, im Sinne einer »problematischen Situation«. Dies wäre nicht zu klassifizieren, sondern zu *analysieren*, d.h. es wäre *mit* dem Menschen herauszufinden, worin sein Problem eigentlich besteht und warum er es nicht lösen kann. Der Ratsuchende wäre dann nicht Objekt der Arbeit, sondern bliebe Subjekt seines Problems und dessen Analyse.

Um Probleme zu analysieren, d.h. aufzuschlüsseln, braucht man andere Kategorien als Klassifikationen: es geht ja nicht darum, das Problem möglichst passend zu benennen, sondern herauszufinden, *warum* es bislang nicht lösbar ist. Es geht darum herauszufinden, welche Intentionen der Ratsuchende hat, welche Gründe er hat, diese so und nicht anders zu verfolgen, inwiefern das, was er tut, für ihn funktional ist — wie seine Lebensbedingungen sind, welche Bedeutung sie für ihn haben, inwiefern er versucht, unter seinen Lebensbedingungen zurechtzukommen *oder* diese (mit) zu gestalten.

Ziel dieser Analyse wäre, mit dem Ratsuchenden *Handlungsmöglichkeiten* zu finden, die für ihn befriedigender sind, ihm zu helfen, (gemeinsam mit anderen) Verfügung über Lebensbedingungen zu erlangen — nicht aber sich von anderen (auch vom Psychologen nicht) kontrollieren zu lassen. Es geht nicht darum, Menschen zu beherrschen (wie Arbeitsgegenstände), sondern darum, sich mit ihnen zu verständigen, mit ihnen die Problematik besser zu begreifen, tendenziell sich mit ihnen zu verbünden.

Der »Gewinn« einer solchen »Arbeit *mit* Menschen« für Psychologen läge darin, Menschen wirklich in deren Interesse helfen zu können — der Psychologe hätte aber auch einen Erfahrungsgewinn. Dieser bestünde nicht darin, Menschen zu manipulieren, sondern darin, Probleme wissenschaftlich zu analysieren. Wenn das »Resultat« nicht ist, Menschen zu Trägern anderer Eigenschaften zu machen, sondern Handlungsmöglichkeiten in verallgemeinerbarer Lebenspraxis zu finden, so kann der Psychologe davon auch einen eigenen lebenspraktischen Gewinn haben.

Um wenigstens etwas zu verdeutlichen, wie eine Analyse von Problemen unter diesen Voraussetzungen anzugehen wäre, können wir das oben genannte Beispiel noch einmal aufgreifen. Es begann: »Die Mutter ist sehr dominant und aggressiv. Sie befriedigt die emotionalen Bedürfnisse ihres Kindes ungenügend. Die Beziehung der Mutter zum Kind ist ambivalent ...«

Bei nochmaligem Lesen fällt dann auf, daß man zwar einerseits den Eindruck hat, man wüßte, »was Sache ist« — andererseits aber gar nicht weiß, »was los ist«. Unklar bleibt zunächst, welches Problem die Betroffenen eigentlich haben — aber der Psychologe braucht sich diese Klassifikationen nicht einfach so ausgedacht zu haben, er kann sie auf von ihm als problematisch Wahrgenommenes stützen, was er z.B. so näher beschreibt:

»A. bastelte den Nachmittag über für ihre Mutter Ohrgehänge gigantischen Ausmaßes, malte sie an, besprühte sie mit Parfüm, gab sich viel Mühe. A. erwartete ihre Mutter an der Tür, als diese von der Arbeit nach Hause kam, und

versuchte, ihr die Ohrgehänge anzubringen. Die Mutter schimpfte: Was soll der Quatsch? das zieh ich eh nicht an — und hör auf, mich zu betatschen, laß mich in Ruhe!! A. weint, die Mutter schlägt sie, damit sie einen Grund zum Heulen hat. Später, unter vier Augen mit mir, macht sie sich Vorwürfe, eine schlechte Mutter zu sein.«

Eine Mutter mit den gleichen o.g. Merkmalen kann aber auch so beschrieben werden:

»Die Mutter öffnete mir die Tür und teilte mir praktisch noch zwischen Tür und Angel mit, daß sie erstens diese Stunde nicht quittieren wird, da ich 10 Minuten zu spät gekommen bin, und daß sie zweitens eine Liste mit allem, was B. in den letzten Tagen ausgefressen hat, erstellt hat. Sie drückt mir die Liste mit dem Auftrag, dies zu ändern, in die Hand. B. sitzt in seinem Zimmer.«

Niemand wird behaupten, daß diese Schilderungen den Klassifikationen »dominant und aggressiv« und »ambivalente Beziehung« widersprechen, sie »passen« sogar ganz gut zueinander, aber wie die unterschiedlichen Berichte, die zu gleichen Klassifikationen führten, zeigen, werden die unterschiedlichen Probleme sowie Problemlösungsversuche durch die Klassifikationen eher verdeckt als erkennbar.

Die gänzlich in Alltagssprache gefaßten Schilderungen konkreter Situationen sind viel bildlicher und plastischer als die Klassifikationen im Psychoslang; in ihnen wird zwar auch von der »komplexen Realität« abstrahiert (es wurde z.B. nicht die Kleidung der Menschen beschrieben), dennoch sind es keine »Reflexionen«, keine wissenschaftlich gemeinte Fassung der Problematik der Betroffenen — aber sie lassen die Möglichkeit der Erkenntnis einer *Struktur von Handlungen* offen, statt sie zu verdecken.

In dem Bericht über Kind A. werden noch andere Situationen geschildert, z.B.:

»A. und ich backen einen Kuchen, sie arrangiert mit viel Liebe ein Festmahl, ißt mit Genuß, bewahrt auch Kuchen für die Mutter auf. Ihre Enttäuschung war allerdings groß, als die Mutter ablehnte, auch nur davon zu kosten.«

»A. stieß sich heute demonstrativ dauernd irgendwo an, holte von der Mutter Salbe und Verbände, die Mutter fragte nicht einmal, wofür A. die brauche — was A. mir gegenüber anklagend bemerkte. Später war die Mutter nicht mehr da, sie war wohl mit der anderen Tochter den bevorstehenden Umzug vorbereitend in die neue Wohnung gegangen. A. klagte: sie braucht mich gar nicht, macht alles mit meiner Schwester.«

Sicher könnte man hier »ungenügende Befriedigung der emotionalen Bedürfnisse« als Klassifikation auf die Schilderung kleben, aber was macht man damit?

Eigentlich faßt der so klassifizierende Psychologe nur sein Mitleid mit A. in Worte, bleibt damit ganz unmittelbar an seine Sicht der »Seinsweise« von A. fixiert; es wundert dann nicht, wenn er seine Aufgabe darin sieht zu versuchen,

A.s emotionale Bedürfnisse »abzufüllen« (und damit evtl. der Mutter auch ein Lernmodell zu geben). Da er so emotionale Bedürfnisse als (isolierte) Grundbedürfnisse annimmt, klammert er die Gründe von A. (und ihrer Mutter) aus.

Eine wissenschaftliche Analyse, die die Situationen aufschlüsseln soll, könnte jedoch damit beginnen, die *gemeinsame Struktur dieser Prozesse* herauszuarbeiten: A. versucht, ihre Mutter dazu zu bringen, sich liebevoll mit ihr zu beschäftigen — und erreicht damit das Gegenteil: die Mutter lehnt ab, schimpft, schlägt, erledigt notwendige Dinge, die A. evtl. interessiert hätten, ohne A. Die Mutter versucht, A. »abzuwimmeln« — und erreicht damit das Gegenteil: A. wird immer zudringlicher: Anschließend quält sich die Mutter mit Vorwürfen. Was Mutter und Tochter auch tun, es kommt etwas heraus, was keiner gewollt hat, ihre Probleme eher verschärft als löst.

Mit Hilfe der »analytischen« (und eben nicht klassifikatorisch gemeinten) Kategorien der Kritischen Psychologie (vgl. Holzkamp 1983) kann man zu Hypothesen kommen, die nicht darauf abheben, wie einer ist oder zu sein hat, sondern die *Fragen* an die Betroffenen darstellen, die sie selbst im eigenen Interesse klären können. Zu fragen wäre: Versucht A. immer wieder ganz unmittelbar eine (bedingungslose, nicht über ein »gemeinsames Drittes« vermittelte) »bloße soziale Beziehung« zur Mutter aufzunehmen — und scheitert sie evtl. daran, daß sie Intentionen, Gründe der Mutter nicht mitbedenkt, nicht berücksichtigt? Berücksichtigt die Mutter ebenso Intentionen und Gründe der Tochter nicht, sondern wehrt deren Anliegen ebenso unmittelbar ab? Versucht nicht jede der beiden, die andere für ihre Zwecke zu gebrauchen bzw. auszuschließen, wenn sie nicht »brauchbar« erscheint? Werden hier nicht Gründe wechselseitig suspendiert, statt sich miteinander darüber zu verständigen?

Die hier enthaltenen Kategorien »bloße soziale Beziehung«, »Unmittelbarkeit«, »Instrumentalverhältnis« (die Aspekte bzw. Dimensionen »restriktiver Handlungsfähigkeit« sind) sind in diesen Fragen Analyseinstrumente, nicht Klassifikationen. Es würde doch niemandem etwas nützen, würde man *über* die Betroffenen sagen, die Beziehung zwischen Mutter und Kind ist ein Instrumentalverhältnis, der Umgang der beiden miteinander ist »unmittelbar«, zu verändern wäre dies in Richtung auf »vermittelte Subjektbeziehung«. Dann wäre ja wieder nur alles in andere Termini übersetzt und festgeschrieben, nichts klarer. Diese Kategorien *können* den Betroffenen aber helfen, ihre Probleme selbst zu klären, sie zu entwirren und perspektivisch zu lösen, wenn man sie den Beteiligten »in die Hand gibt« und sie so — der Möglichkeit nach — »zu Mitforschern qualifiziert«, statt sie zu Forschungsobjekten zu degradieren.

In der Praxis — die strukturelle Betrachtung wieder auf den konkreten Inhalt beziehend — könnte man z.B. mit A. darüber nachdenken, ob sie evtl. *für* die Mutter das bastelt (oder bäckt etc.), was *ihr* (A.) Spaß macht, ohne zu überlegen, ob das der Mutter auch gefallen mag. Man könnte mit der Mutter darüber nachdenken, ob sie dem Kind nicht sagen könnte, was an Notwendigem zu tun

ist, und daß es für alle gut wäre, wenn das Kind sich *daran* beteiligen würde. Insgesamt ginge es darum, in der gemeinsamen Lebenspraxis von Tochter und Mutter den Teufelskreis (Kind macht etwas für Mutter, Mutter schimpft und schlägt, Kind weint, anschließend macht Mutter sich Vorwürfe) »wirklich« zu durchbrechen. Die Lösung des Problems wird kaum darin bestehen, daß die Mutter irgendwann die emotionalen Bedürfnisse des Kindes »zureichend absichert« — sondern eher darin, daß Mutter und Kind sich bezüglich ihrer Intentionen, Gründe und evtl. gemeinsamer Ziele *verständigen* und ggf. verbünden können (was auch den Versuch der — wiederum strukturellen — Klärung der Entstehung der Probleme einschließt; vgl. dazu die methodischen Überlegungen bei Holzkamp 1983, insbes. Kap. 9; und Markard 1985, sowie Holzkamp 1988).

IV. *Und das Rezept zum Schreiben eines Erfahrungsberichts?*

Um die Frage zu beantworten, wie man denn nun über praktische Tätigkeit, über Praxis, über Erfahrung berichten soll, muß man sich sicher darüber klar werden, aus welchem Grund man dies überhaupt tun will. Faßt man Berichte über psychologische Praxis nicht ausschließlich als Zeugnis von Kompetenz, Qualifikation (für »sonstige sachverständige Personen«) auf, sondern als ein Mittel, um sich zu qualifizieren, indem man seine praktischen Erfahrungen sprachlich faßt, so ist klar: darzustellen wäre, was man erfahren hat. Dies Wort »Erfahrung« hat aber zwei verschiedene Bedeutungen: es bezieht sich auf das, was man »erlebt« hat — und auf das, was man dabei ggf. gelernt, begriffen, verstanden hat.

Die Darstellung des *Erlebten* wären die Daten, die man dann wissenschaftlich analysieren kann — um etwas zu *begreifen*.

Sollen die Daten wirklich brauchbare Daten sein (und sich nicht als Datenfriedhof erweisen), müssen sie *präzise* sein. Die Darstellung des Erlebten müßte also zumindest die Probleme der Betroffenen, wie sie diese empfinden, enthalten, sowie deren Problemlösungsversuche. Zu bedenken ist, daß die Betroffenen die intimsten und insofern wissenschaftlich unverzichtbaren Kenntnisse ihres Lebenszusammenhangs haben. Ebenso sinnvoll ist sicher das, was einem darüber hinaus »besonders auffällt«, was besonders konflikthaft und belastend war, möglichst genau und konkret aufzuschreiben.

Um dies noch einmal am Beispiel zu verdeutlichen: was jene »aggressive und dominante« Mutter und ihre »emotional bedürftige« Tochter als *ihr* Problem bezeichnen würden, läßt sich aus der Formulierung »ihre Motivation zu schulischen Leistungen ist ungenügend entwickelt« bestenfalls vermuten. Viel präziser ist die Wiedergabe der Darstellung der Betroffenen selbst, die so lauten könnte: A. fürchtet, in der Schule »sitzenzubleiben«, denn ihre Zensuren sind »schlecht«. Sie geht ungern zur Schule, kann die Lehrerin nicht leiden, hat dort

keine Freunde. Die Mutter hat »eigentlich« kein Problem, Zensuren sind ihr egal und sie sei selbst eine schlechte Schülerin gewesen. Die Lehrerin sei überkandidelt und alleinstehenden berufstätigen Müttern würde man ja alles anhängen können, aber um den Ärger mit der Lehrerin, die ihr jetzt noch das Amt in Form des Psychologen ins Wohnzimmer schickt, loszuwerden, wünsche sie, daß nun mit der Tochter »geübt« werde, und zwar sichtbar, auf vorzeigbaren Übungsblättern ...

Möglich ist, daß diese Schilderung, die die *unterschiedlichen Standpunkte* von Mutter und Tochter sowie Hinweise auf deren Lebensbedingungen enthält, den Psychologen »unwillkürlich« dazu veranlaßte, die anderen (oben dargestellten) problematischen Situationen zu schildern — obwohl gerade die unterschiedlichen Standpunkte dann durch die Klassifikationen verdeckt wurden und die Klassifikation nach Seinsweisen eine Analyse der Lebensbedingungen überflüssig erscheinen ließ.

Genauigkeit, Präzision der Darstellung von Konfliktsituationen bezieht sich auf den Prozeß, den Ablauf — aber auch auf die Sprache, in der man dies darstellt. Sicher benutzt man Sprache nie voraussetzungslos, es kommt jedoch darauf an, die Voraussetzungen, unter denen man bestimmte Wörter benutzt, zu erkennen und in Rechnung zu stellen. »Klagt« A. wirklich — oder stellt sie bloß fest, evtl. resignativ, oder jammert sie oder sagt sie es bloß? Stößt sie sich »demonstrativ« oder »absichtlich« oder ohne erkennbaren Grund, hektisch, indem sie zappelig ist etc.?

Meistens ist die Alltagssprache differenzierter als psychologische Termini, insofern sind diese nur dann brauchbar, wenn sie präziser sind als die Alltagssprache. Statt zu sagen, jemand ist »aggressiv«, könnte man alltagssprachlich viel präziser fassen, was man erlebt hat: er/sie tobte, prügelte, stritt, schimpfte, war zornig, wild, griff hinterrücks an — oder er/sie ging die Sache direkt an, fragte/blickte neugierig etc. etc. Im Unterschied zum fleischlosen Wort »aggressiv«, das einen realen Widerspruch, ein Problem eigentlich nur benennt und so quasi klassifikatorisch »einebnet«, drängen die anderen Wörter förmlich nach einer genaueren Untersuchung: *warum* und in welcher Situation tobte dieser Mensch, *warum* griff er wen hinterrücks an?

Präzision der Sprache wäre also daran zu messen, ob die Wörter bzw. Begriffe Konflikte einebnen — oder als konflikthafte Prozesse in ihrer Struktur erkennbar machen.

Jedoch: So konkret und präzise die Beschreibungen auch sein mögen, sie sind zwar niemals theoretisch voraussetzungslos — aber eine wissenschaftliche Reflexion sind sie noch nicht, wohl aber deren notwendige Voraussetzung (vgl. zur Analyse etwa Markard 1985 und 1988).

Eine wissenschaftliche Analyse kann — wie deutlich geworden sein dürfte — nicht darin bestehen, daß man alltagssprachliche Beschreibungen in Termini aus psychologischen Theorien übersetzt (die u.U. Voraussetzung der Beschreibung

waren). Auch wenn dies oft »wissenschaftlich klingt«, fügt eine Übersetzung der Darstellung meist nichts hinzu, macht vielmehr die Konflikte *unerkennbar*, verhindert Fragen nach den Gründen der Betroffenen. — Was etwas Problematisches zu- oder verdeckt, kann keine Analyse sein — zu analysieren heißt ja, Probleme aufzuschlüsseln, erkennbar und lösbar zu machen. Eine wissenschaftliche Analyse ist in der Regel in einem »Erfahrungsbericht über psychologisch-praktische Tätigkeit« von Studierenden auch nicht zu leisten — als präziser Bericht über die Probleme könnte er aber eine Grundlage dafür sein.

Nachbemerkung

Es wäre völlig verfehlt, würde aus diesen Formulierungen von Gedanken beim Lesen von Praktikumsberichten der Schluß gezogen: »Klassifizieren *darf* man nicht (oder wenn, dann in Alltagssprache oder in Frage-Form)«. Es geht nicht ums »Dürfen«, nicht um Sprachverbote, nicht um in Fragen verkleidete Urteile.

Vielmehr sollten sich über ihre Praxis *klassifizierend* berichtende Psychologen darüber im klaren sein, daß sie damit weder den Interessen der Betroffenen entsprechen noch wissenschaftliche Erfahrung machen (oder präsentieren), sondern sich schlicht unwissenschaftlich (redend und schreibend) gebärden. Sie spiegeln »psychologische Kompetenz« nur vor, indem sie einen »Psychoslang« benutzen, und tragen mit dazu bei, daß die Psychologie zur »Vulgärpsychologie« verkommt, die Ratsuchenden nicht hilft, sondern sie eher vom Psychologen abhängig macht (und ihr eigenes Scheitern vorprogrammiert). Sie tragen letztlich dazu bei, daß »sonstige Personen« Psychologen vorschreiben können, was sie zu tun haben, indem sie eine Finanzierung von Psychologen eben nur dann befürworten, wenn diese über ihre praktische Tätigkeit mit Menschen unwissenschaftlich (wie über den geplanten/begonnenen/abgeschlossenen Reparaturprozeß einer Waschmaschine) berichten.

Die am Ende angedeuteten (alternativen) Überlegungen können hier noch nicht mehr sein als ein Hinweis darauf, wie praktisch-psychologische Tätigkeit, im Interesse der Betroffenen und mit wirklichem Erfahrungsgewinn für die Praktiker, als gemeinsamer Forschungsprozeß von Menschen, um ihre Lebenspraxis zu verbessern, und nicht als »Arbeit an Menschen«, betrieben werden kann. Sie mögen Psychologen herausfordern, über ihre (Menschen helfende, beratende, therapierende) Praxis zunächst präzise zu berichten und diese Praxis dann wissenschaftlich zu analysieren.

Wenn man über psychologische Praxis so berichtet, daß man aufzeigt, *daß* und *wie* man Menschen wirklich hilft, ihre Probleme aufzuschlüsseln und zu lösen — und nicht nur Menschen klassifiziert, um sie zu kontrollieren — warum sollten »sonstige Personen«, die in Wirklichkeit in vergleichbarer Lebenslage und Position wie die von staatlich finanzierter psychologischer Hilfe Betroffenen sind, nicht zu überzeugen sein und einer Finanzierung zustimmen?

Literaturverzeichnis

- Holzkamp, K., 1983: *Grundlegung der Psychologie*. Frankfurt/M.
- Holzkamp, K., 1985: »Persönlichkeit« — Zur Funktionskritik eines Begriffs. In: Th. Hermann u. E.-D. Lantermann (Hg.): *Persönlichkeitspsychologie*. München, Wien, Baltimore, 92-101
- Holzkamp, K., 1988: Praxis: Funktionskritik eines Begriffs. In: J. Dehler u. K. Wetzel (Hg.): *Zum Verhältnis von Theorie und Praxis in der Psychologie*. Marburg, 15-48
- Markard, M., 1985: Projekt »Subjektentwicklung in der frühen Kindheit«, 72-100; sowie: Konzepte der methodischen Entwicklung des Projekts »Subjektentwicklung in der frühen Kindheit«. In: *Forum Kritische Psychologie* 17. West-Berlin, 101-119
- Markard, M., 1988: Kategorien, Theorien und Empirie in subjektwissenschaftlicher Forschung. In: J. Dehler u. K. Wetzel (Hg.): *Zum Verhältnis von Theorie und Praxis in der Psychologie*. Marburg, 49-80
- Stern, W., 1912: Die psychologischen Methoden der Intelligenzprüfung. In: *Bericht über den 5. Kongreß für experimentelle Psychologie in Berlin 1912*. Leipzig